Berliner Tageblatt Nr. 239/240 22. Mai 1930
große Buss. 1. Beiblatt

Rothäutiger Gentleman am Elbestrand

„Grüner Mais" singt und spielt für seine Rassegenossen / Begegnung mit indianischem Schicksal

Von unserem Korrespondenten HUBERT NEUN

DRESDEN, im Mai.

Die Begegnung mit dem Indianer Os-Ko-Mon geschah ohne romantische Begleitumstände, und es muss, da sie sich hierzulande begab, hinzugefügt werden, dass sie drüben, in den Staaten, nicht minder sachlich und liebenswürdig verlaufen wäre. Denn die Yakimas, welchen der rote Häuptlingssohn zugehört, sind friedliebende Männer geworden, die, gleich den Sioux und deren Feinden, den Tomahawk begruben. Sie sind, ob sie in der Reservation leben oder in den Städten wohnen, ehrenwerte Bürger der USA, dienen dem Union-Jack als Rechtsanwälte und Arbeiter, zahlen Steuern und fahren Auto — wer nicht genau hinschaut, kann sie überhaupt nur mühsam als Nachkommen der einstigen Herren des Westens erkennen.

Os-Ko-Mon kam aus Paris; er bleibt bis zum Herbst in Rathen, um bei den „Karl-May-Spielen" aufzutreten. Er hat ausser seinem Tam-Tam, einem Tambourin, das mit einem Schlegel bearbeitet werden muss, nur noch den farbenprächtigen Schmuck mitgebracht, und mit ähnlich schmalem Gepäck ist er schon weit herum gereist. Er findet sich in Europa gut zurecht, und dieser Umstand müsste eigentlich zu der Meinung führen, dass er sich in besonderem Masse assimiliert hat, — aber gerade das Gegenteil trifft zu, und schon um dieser Tatsache willen ist „Grüner Mais" — so lautet sein Name — ein fesselnder Gesprächspartner. Er hat in der Seinestadt studiert, gibt sich mit volkskundlichen Problemen ab, wiewohl sein Beruf bürgerlich „Tänzer" heisst. Beides hängt, in diesem Falle, eng zusammen. Denn Os-Ko-Mon hat Pläne.

*

Wenn der rote Gentleman mit wohlerzogener, lässiger Haltung im Sessel hockt, gibt er ein Idealbild des indianischen Menschen. Er hat ein starkes, männliches Profil und leuchtend scharfe Augen; wenn er lacht, zeigt er ein makelloses, kräftiges Gebiss; der schöne Kopf erhält durch die blauschwarze Mähne eine fast dekorative Abrundung. Er trägt das Haar in zwei halblangen, dünnen Zöpfen, die, mit roten Bändern eingeflochten, über seine Schultern hängen. Es wirkt ebenso zwanglos wie verblüffend, dass diese exotischen Restbestände, mit einer modischen Krawatte harmonierend, genau wie die leichten mokassinähnlichen Schuhe den strengen, dunklen Anzug nahezu korrekt ergänzen.

Der seltsame Eindruck, den diese Erscheinung weckt, wird durch die Erzählungen des Häuptlings unterstrichen. Auf knappe Formeln gebracht, drücken sie mannigfaltige Erwägungen über den Niedergang des Indianischen aus, aber sie meiden jede Resignation — vielmehr kreisen sie um einen Punkt: lebendig zu halten, was lebendig bleiben kann. Diese Ansicht ist bemerkenswert, weil der Yakima einer der wenigen zivilisierten Roten ist, die sich gegen die völlige Akklimatisierung ihres Volkes sträuben. Gerade die Indianer sind, sagt er, froh, dass sie eine rassische und völkische Anonymität erreichten. Sie haben, fährt er fort, alles aufgegeben, was ihre Kultur schuf, und darüber hinaus sind sie zu gleichgültig: wenn in New-York oder St. Louis eine Veranstaltung stattfindet, bei der indianische Künstler etwa indianische Musik aufführen, so werden unter den Besuchern keine Rothäute zu finden sein. Das interessiert sie nicht, spricht Mister Os-Ko-Mon, sie gehen lieber auf den Broadway.

*

„Grüner Mais" ist, wie gesagt, Tänzer, und zu seinem Tanz gehört Gesang. Der dumpfe Ton des bunt verzierten Tam-Tam begleitet ihn. Er hat ein unendlich reiches Repertoir, das er ohne Pathos, mit beiläufiger Geste, vorträgt. Manchmal erinnern seine Lieder an die echten, unverfälschten Negergesänge, nur mangelt ihnen die Schwermut; sie klingen heller und lockender; sie treffen oft einen eigenen, nie gehörten Ton.

Die beherrschten Züge des Indianers lockern sich, je länger er singt. Es scheint, als reisse ihn die Magie der Ursprache, deren Lautfülle von eigenwüchsiger Musikalität vibriert, zu leidenschaftlichen Empfindungen hin. Da gibt es ein Liebeslied, das eine frohe Inbrunst verströmt, die Vokale reihen sich wie klimpernde Taktschläge aneinander, und, ohne dissonant zu werden, liegt in dieser Musik ein heftiger, wechselnder Wirbel, der alle Gesetze der Komposition überspült. Os-Ko-Mon singt ein Schlaflied und ein rhythmisch absonderliches Kampflied, er legt das Tam-Tam weg und zieht ein klingeindes Schellengerät aus der Tasche, und allmählich haben sich seine Mienen so verzerrt, dass man die Atmosphäre zu wittern glaubt, in der diese Melodien geboren und entstanden sind. Seine Füsse sind unruhig geworden, und wie abwesend erhebt er sich aus dem Sessel; es dauert nur noch Sekunden, bis er, wie unter innerem Zwang, zu tanzen beginnt. Er hat die Umwelt vergessen, scheint es — aber ebenso plötzlich spürt er, dass der Raum, in dem er sich befand, kein Schauplatz war. Kein Zureden half mehr; er fiel in den Stuhl zurück und war unter keiner Bedingung bereit, sich abermals an der Zivilisation zu vergehen.

*

Os-Ko-Mon wird nach den Staaten zurückkehren und eine Künstlergruppe begründen, die gerade in Amerika arbeiten soll. Die Indianer dürfen sich nicht aufgeben, sagt er in gebrochenem Englisch. Sie sollen ihr Volkstum bewahren, denn es ist gut — so etwa hiess sein Satz. Dann ging er auf lautlosen Sohlen davon, und seine Zöpfe wippten über den geraden Schultern seines Mantels.